

WILLIAM R. FORSTCHEN

ONE
YEAR AFTER

Aus dem Amerikanischen von Alexander Amberg

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *One Year After*
erschien 2015 im Verlag Forge Books.
Copyright © 2015 William R. Forstchen

1. Auflage Juli 2019

Copyright © dieser Ausgabe 2019 by Festa Verlag, Leipzig
Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

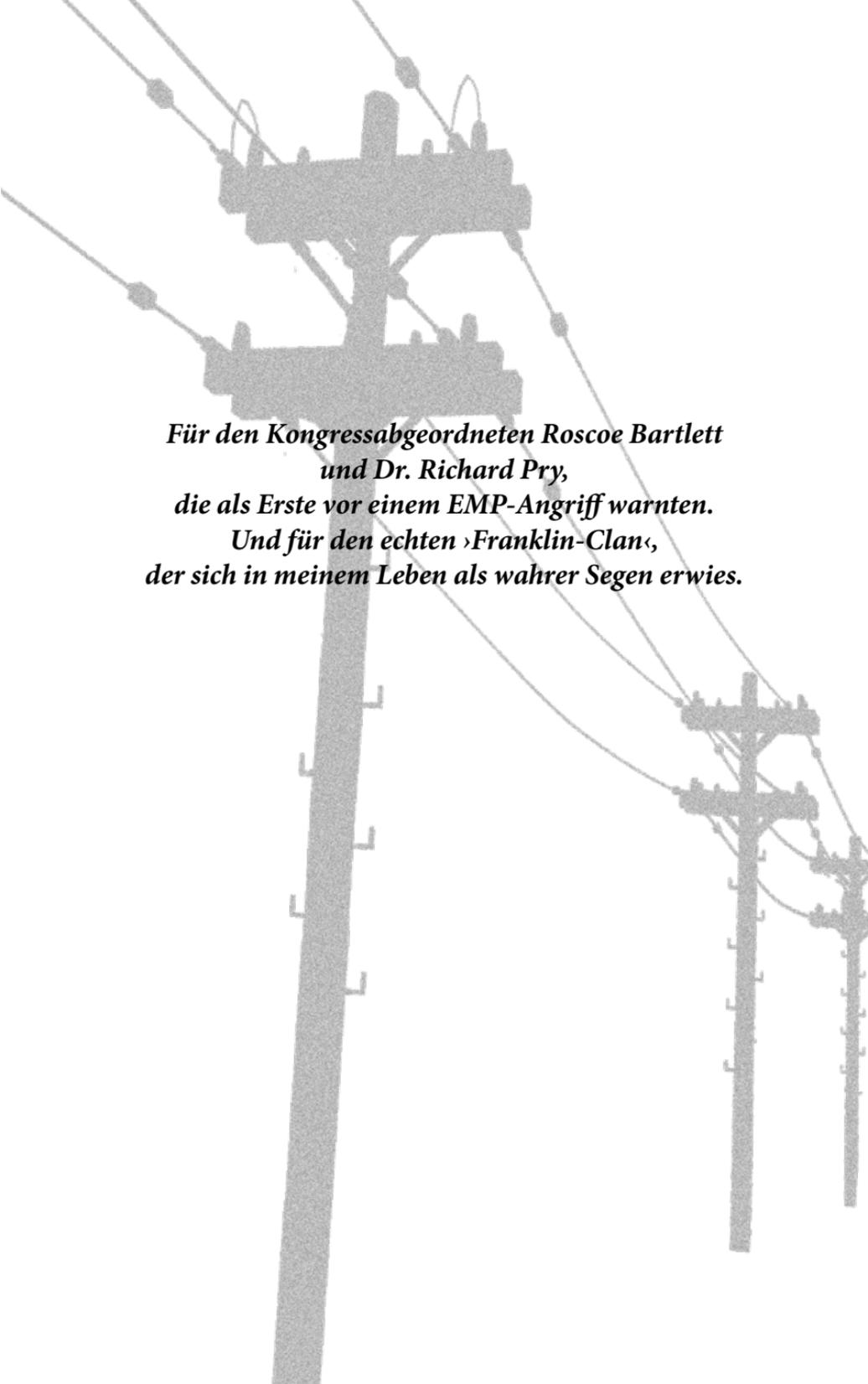
Lektorat: Alexander Rösch

Titelbild: Arndt Drechsler

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-763-9

eBook 978-3-86552-764-6



*Für den Kongressabgeordneten Roscoe Bartlett
und Dr. Richard Pry,
die als Erste vor einem EMP-Angriff warnten.
Und für den echten ›Franklin-Clan‹,
der sich in meinem Leben als wahrer Segen erwies.*

VORWORT UND DANKSAGUNGEN

Als Anfang 2009 *One Second After* erschien, hätte ich nie damit gerechnet, was damit in Gang gesetzt wird. Tatsächlich beschäftigte mich der Gedanke an ein Buch über die Bedrohung durch einen EMP-Angriff schon 2004. Damals veröffentlichte ein Kongressausschuss unter dem Vorsitz von Roscoe Bartlett einen Bericht über elektromagnetische Impulse, der eigentlich jeden hätte wachrütteln müssen. Einen Bericht, den die Medien und somit auch die breite Bevölkerung ignorierten.

Bartlett, ein bemerkenswerter, brillanter Gentleman, beklagte sich in einem Gespräch mit mir, das Hauptproblem bestehe darin, dass das Thema eines katastrophalen Erstschlags gegen den US-amerikanischen Kontinent mithilfe eines elektromagnetischen Impulses, ausgeführt von Ländern wie dem Iran, Nordkorea oder einer von diesen unterstützten terroristischen Gruppierungen, zu sehr nach Science-Fiction klinge und daher in der Öffentlichkeit kaum Gehör finde. Deshalb gebe es keine Stimmen, die sich für eine härtere Gangart in der Außenpolitik und eine bessere Katastrophenvorsorge einsetzten. Bartlett und auch andere traten an mich heran und fragten, ob ich nicht einen auf Fakten basierenden Roman schreiben könne, um die Öffentlichkeit für eine derartige Gefahr zu sensibilisieren.

Es sollte ein Jahr dauern, bis die Idee überhaupt Konturen annahm. Eine ganze Weile kreisten meine

Gedanken um das klassische – bitte nicht übel nehmen, Herr Kollege – Clancy-Schema eines Helden, der auf eine Hetzjagd geschickt wird, um die drohende Katastrophe abzuwenden. Am Ende lieferten mir die Studenten an meinem College sowie meine Tochter die Inspiration.

Ich habe das Glück, am Montreat College zu unterrichten (ja, diese Lehranstalt gibt es wirklich). Bei nur 500 Studierenden schließt man als Professor im Verlauf von vier Jahren seine Studenten ins Herz. Der Tag der Abschlussfeier ist daher ein ganz besonderer Moment, der einen mit Stolz, aber auch Wehmut erfüllt. Immerhin verlassen die Kids, die für einen beinahe zu eigenen Kindern geworden sind, das College.

Es war bei einer solchen Abschlussfeier, jemand hielt eine langatmige Rede ... da glitt mein Blick über meine Schützlinge, wie sie höflich dem Redner lauschten, aber offenkundig mit den Gedanken ganz woanders waren. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen – was wäre mit ihnen, würde Amerika in diesem Augenblick von einem EMP-Schlag getroffen? Was würde aus meinem College, meiner geliebten Kleinstadt Black Mountain, aus meiner Tochter, aus uns allen? Zwei Stunden später saß ich an der Tastatur und fing an, die Geschichte zu schreiben, die sich zu *One Second After* entwickelte.

Erst 2009 wurde das Buch veröffentlicht. Es ist schon beinahe amüsant, dass es von einer Reihe größerer Verlage abgelehnt wurde, sehr zur Freude meines Verlegers und Lektors, der es in sein Programm aufnahm, um zu erleben, wie es sich zu einem *New York Times*-Bestseller entwickelte. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung hatte ich nicht die geringste Ahnung, was alles noch kommen sollte. Tatsächlich besuchte ich mit meinem guten Freund Captain Bill Sanders, der das Nachwort

aus Expertensicht verfasst hat, gerade eine Tagung zum Thema EMP drüben in Albuquerque, als mein Agent anrief, um mir mitzuteilen, wir seien auf der Bestsellerliste gelandet. Ich war völlig von den Socken, eine bessere Formulierung fällt mir nicht ein.

Das ganze Ausmaß begriff ich erst Monate später. Zum Zeitpunkt, als ich das Buch schrieb, war mir nicht mal bewusst, dass es eine wachsende Bewegung von Menschen gibt, die sich ›Prepper‹ nennen. In einem Ort in der Nähe hatte ein Ehepaar ein Geschäft eröffnet – Carolina Readiness Supply. Die beiden baten mich, bei einem von ihnen organisierten Treffen einen Vortrag zu halten. »Mit wie vielen Leuten rechnen Sie denn?«, fragte ich, und sie meinten: »So an die 100.« Als ich an besagtem Tag eintraf, stand dieses wunderbare Paar auf einem proppenvollen Parkplatz, um mich zu empfangen. Ich fand mich unversehens vor einem Publikum von über 500 Leuten, manche waren eigens aus Atlanta und Charlotte angereist. Ja, das entwickelte sich eindeutig zu einer großen Sache.

Ähnlich verhielt es sich auch in den Jahren danach. Manch einer bezeichnet mich als Triebfeder für die Entstehung der Prepper-Bewegung, doch da bitte ich, genauer zu differenzieren. Womöglich leistete mein Buch einen Beitrag dazu, die Bewegung selbst war längst im Entstehen begriffen. Zig Millionen Menschen dachten wieder wie Amerikaner, nämlich dass es am klügsten ist, sich *vor* dem Eintreten einer Katastrophe auf ein autarkes Leben vorzubereiten.

All jenen, denen das Konzept des ›Prepping‹ neu ist, muss ich mit Nachdruck versichern: Geben Sie nichts darauf, wie Mainstream-Medien solche Leute in absurden Reportagen oftmals darstellen. Ich konnte feststellen, dass Prepper fast ausnahmslos anständige,

rechtschaffene Leute sind, die eben nicht ausschließlich an sich selbst, sondern auch an ihre Nachbarn, ihre Gemeinde, an ihr ganzes Land denken. Sollte es je zum Äußersten kommen, beten Sie darum, dass Ihre Nachbarn Prepper sind. An dieser Stelle ein großes Dankeschön an die Tausende von Preppern, denen ich begegnet bin. Alles, was ich sagen kann, ist: Vielen Dank für eure Freundschaft.

Wenn dieses Buch in Druck geht, liegt das Erscheinen von *One Second After* schon über sechs Jahre zurück. Vieles hat sich geändert, aber es ist frustrierend zu erleben, dass auch vieles beim Alten geblieben ist. Ich hatte gehofft, die Regierung würde etwas zum besseren Schutz unseres Stromnetzes unternehmen, und zwar auf Bundesebene. Ich war davon ausgegangen, sie würde Pläne entwickeln, und zwar nicht nur zur Abwehr, sondern auch für den Katastrophenschutz, und ich hatte auf eine härtere Gangart in der Außenpolitik spekuliert, die unmissverständlich verdeutlicht, dass wir es NIEMALS tolerieren werden, sollten Schurkenstaaten sich eine Waffe aneignen, die einen EMP erzeugen könnte.

Nichts von alledem ist eingetreten. Der Historiker in mir muss unweigerlich an die 30er-Jahre denken. Wir sahen tatenlos zu, wie die Bedrohungen anwuchsen, bis sie schließlich am 7. Dezember 1941 mit einem Paukenschlag unseren Staat und unser gesamtes Leben erschütterten. Wir befinden uns erneut im Tiefschlaf, während Nordkorea Atomwaffen und ballistische Raketen testet, der Iran hinkt nicht weit hinterher, und mit dem IS erhebt sich eine Gruppierung, die in Brutalität und Irrsinn dem Nationalsozialismus in nichts nachsteht.

Ich hatte nie im Sinn, *One Second After* eine Fortsetzung folgen zu lassen. Aber wann immer ich einen

Vortrag hielt, stellte man mir die Frage: Was passiert als Nächstes? Fünf Jahre lang blieb ich standhaft. Dabei hatten mein Verleger Tom Doherty und der zuständige Lektor Bob Gleason längst mit dem Zaunpfahl gewinkt, dass sie mehr wollten. In diesen Jahren lieferte ich ihnen ein Buch, das ich wirklich sehr gern geschrieben habe und das zur Abwechslung eine positive Vision unserer Zukunft im Weltraum bietet (*im Festa-Verlag unter dem deutschen Titel DER STERNENTURM erschienen, Anm. des Übersetzers*), außerdem ein paar Bücher über den Bürgerkrieg und die amerikanische Revolution, gemeinsam mit meinem guten Freund Newt Gingrich, und schließlich ein im Eigenverlag erschienenenes Buch über die Bedrohung durch den IS (*TAG DES ZORNS*).

Zu guter Letzt konnte ich nicht länger Nein sagen und beschloss, den Erzählfaden um John Matherson, seine Familie, seine kleine Stadt und sein College wiederaufzunehmen. So entstanden dieses Buch und ein drittes, das einige Monate nach dieser Veröffentlichung folgen soll, um die Handlung abzurunden.

Eigentlich sollte dies hier ja Vorwort und Danksagung zugleich sein, also wird es Zeit, dass ich zu Letzterem komme. Ich fühle mich gerade wie jemand, den man bei einer Preisverleihung ermahnt, seine Rede auf eine Minute oder weniger zu beschränken, dessen Liste aber locker für zehn Minuten reicht. Na, dann mal los:

Mein besonderer Dank gilt Newt Gingrich, Roscoe Bartlett und anderen, die sich seit Jahrzehnten politisch in dieser Angelegenheit starkmachen. Würden in einer Zeit so erbitterter parteipolitischer Grabenkämpfe beide Lager, beide Kammern des Parlaments sowie die Regierung doch nur erkennen, dass es sich hier um eine

Bedrohung handelt, der das ganze Land ausgesetzt ist. Stellen wir uns dieser Bedrohung nicht, wird es darauf hinauslaufen, dass wir eines Tages eine Exilregierung haben, die, weit entfernt von den Ruinen Washingtons, in einem unterirdischen Bunker sitzt und sich abmüht, alles wieder aufzubauen, und dabei womöglich versagt. Wer vermag schon die Scherben zusammenzusetzen, wenn etwas endgültig zu Bruch gegangen ist?

Wie stets danke ich Tom Doherty, Bob Gleason und dem großartigen Team von Tor/Forge. Als ich vor 30 Jahren als angehender Schriftsteller Tom Doherty zum ersten Mal begegnet bin, hoffte ich, eines Tages zu seinem ›Team‹ zu gehören. Seitdem haben wir gemeinsam an einem halben Dutzend Büchern gearbeitet, und es gibt niemanden in dieser Branche, den ich mehr schätze. Was das Geschäftliche angeht, bin ich meiner Agentin Eleanor Wood unendlich dankbar; meinem Filmagenten Josh Morris; dem Publicity Team von ASCOT Media und meiner dortigen Ansprechpartnerin Monica Foster, mit der ich nahezu täglich in Kontakt stehe. Eine Buchveröffentlichung ist nun mal das Ergebnis von Teamarbeit.

Als ich dem Präsidenten meines Colleges Dan Struble, den ersten Entwurf meines Buchs vorlegte, fragte er mich, warum ich nicht einfach Ross und Reiter nenne, statt mir für meine Stadt und das College fiktive Namen auszudenken. Vielen Dank für diesen Vorschlag, Dan. Dies verleiht den Büchern eine Authentizität, die ihnen andernfalls fehlen würde. Ich habe das Glück, in Black Mountain, North Carolina, zu wohnen (ja, den Ort gibt es wirklich, ebenso wie das Montreat College). Die Erlaubnis, Klarnamen zu verwenden, half mir beim Schreiben und anscheinend auch so manchem Leser, eine persönliche Bindung zur Geschichte zu entwickeln. Die meisten

Namen in den Büchern sind frei erfunden, manche jedoch sind echt, und diese ›realen‹ Charaktere schildere ich so, wie ich sie als Freund wahrnehme. Ich hoffe, sie haben Spaß daran und nehmen es mir nicht übel.

Und zuletzt eine sehr persönliche Danksagung: Vor ein paar Jahren hielt ich einen Vortrag bei einem Prepper-Treffen, anschließend signierte ich meine Bücher. Robin Shoemaker trat vor an den Tisch, unsere Blicke begegneten sich ... und, na ja ... so was passiert nur einmal im Leben. Ich glaube, es entspricht dem, was Mario Puzo in *Der Pate* als ›sizilianischen Blitzschlag‹ bezeichnet. Der höchste Lohn dafür, ein Buch zu schreiben.

Es wird Zeit, mit den Danksagungen zum Ende zu kommen und mit der eigentlichen Erzählung fortzufahren. Vielleicht geht es Ihnen ja wie mir, dann lesen Sie die Danksagungen sowieso nicht. Üblicherweise ist es ja bloß die Auflistung einer Menge Namen, mit denen man nichts anzufangen weiß. Außerdem sind Danksagungen ganz bestimmt nicht der Grund, dass man das Buch gekauft hat! Aber da mein Verleger Papier und Tinte bezahlt, zumindest für die traditionelle Druckfassung, sehe ich mich doch zu einem abschließenden Gedanken genötigt: Bei diesen Büchern handelt es sich zwar um Fiktion, das Szenario jedoch basiert auf der Realität. Es könnte sehr real werden.

Unsere Eltern und Großeltern, die noch der ›Greatest Generation‹ angehörten, der Generation, die im Zweiten Weltkrieg am Ende das Richtige tat, ließen ihre politische Führung einfach gewähren, als diese vor den wachsenden Bedrohungen auf der Welt die Augen verschloss. Es hieß: »Das betrifft uns hier doch gar nicht«, und dafür wurde ein furchtbarer Preis bezahlt. Die Geschichte kennt Hunderte solcher Beispiele. Lesen wir dieses Buch

als Roman oder als Warnung? Falls es eine Warnung ist, wie reagieren wir darauf? Handeln wir oder ziehen wir uns auf den Standpunkt zurück »Es wird schon jemand dafür sorgen, dass es nicht so weit kommt«? Ich hoffe, dass diese Bücher in 30 Jahren vergessen sind, als düstere Mahnung abgetan werden, die niemals Wirklichkeit wurde. Falls ja, werde ich mich für meine Tochter und meine Enkelkinder freuen und erleichtert sein. Ich hoffe, dass niemand eines Tages zu mir sagen wird: »Bill, du hattest recht.«

Aber dies, meine Freunde, liegt zweifelsohne an euch. Wir haben es in der Hand, wie Abraham Lincoln einst sagte, »unsere letzte, beste Hoffnung auf Erden durch Großmut zu bewahren – oder durch Kleinmut zu verlieren«.

William R. Forstchen
Black Mountain, North Carolina
September 2015

PROLOG

Hier ist BBC News. Es ist drei Uhr morgens, Greenwich War Time, und hier sind die aktuellen Meldungen. Heute begehen wir den zweiten Jahrestag des Kriegsausbruchs, bei dem drei EMP-Waffen über dem US-amerikanischen Festland gezündet wurden, eine weitere vor der Küste Japans sowie eine fünfte, von der man annimmt, dass sie vom ursprünglichen Kurs abgekommen und über Osteuropa detoniert ist. Die Auswirkungen dieses Angriffs – mutmaßlich von aus dem Iran unterstützten Terroristen und Nordkorea verübt, auch wenn dies nie abschließend bestätigt wurde – sind nach wie vor weltweit zu spüren. Schätzungen zufolge verloren dabei über 80 Prozent aller Amerikaner ihr Leben, dazu mehr als die Hälfte der Bevölkerung Japans, Osteuropas, des früheren Westrusslands sowie der Ukraine. Im Nachgang des Angriffs wird China als neue Supermacht betrachtet, eine große Zahl chinesischer Streitkräfte, deren Mission als humanitär bezeichnet wird, hält die Westküste der Vereinigten Staaten sowie Japan besetzt. Zwar blieben Westeuropa und unser Vereinigtes Königreich von den direkten Folgen des Anschlags verschont, dennoch leiden sie nach wie vor unter den enormen wirtschaftlichen Auswirkungen, während die Welt bemüht ist, zu einem ökonomischen und politischen Gleichgewicht zu finden. In Südasien dauern die schweren, von einem örtlich begrenzten

Nuklearkrieg zwischen Pakistan und Indien ausgelösten Kampfhandlungen an.

Den zweiten Jahrestag dessen, was die meisten mittlerweile als ›Tag eins‹ bezeichnen, beging der König mit einem Gedenkgottesdienst in Westminster Abbey. Im Anschluss an den Gottesdienst erneuerte der Premierminister sein Versprechen, unseren europäischen Nachbarn in ihren Bemühungen um den Wiederaufbau beizustehen und auch den Vereinigten Staaten weiterhin Hilfe zu leisten.

Im weiteren Programm erfahren Sie mehr über den Gedenkgottesdienst und die andauernden Auswirkungen von Tag eins, doch zunächst eine Meldung der Interimsregierung der Vereinigten Staaten aus dem Parlamentsgebäude in Bluemont, Virginia: Die vor zwei Wochen von der Administration angekündigte Mobilisierung einer Million Männer und Frauen für die amerikanische Army of National Recovery, kurz ANR, die den Wiederaufbau federführend vorantreiben soll, ist in vollem Gang. In einem seit dem Zweiten Weltkrieg beispiellosen Schritt wurden Einberufungsbescheide versandt. Der überwiegende Teil der am Tag des Angriffs in Übersee stationierten amerikanischen Streitkräfte wird nun an die westliche und südliche Landesgrenze verlegt, um ein weiteres Vordringen ausländischer Mächte einzudämmen.

Aus diesem Grund bekräftigte die Regierung heute noch einmal: Der Zweck dieser Army of National Recovery besteht darin, in jenen Regionen der Vereinigten Staaten, in denen noch immer Gesetzlosigkeit herrscht, für Sicherheit zu sorgen, die innere Ordnung wiederherzustellen, Hilfe beim Wiederaufbau zu leisten und – sofern notwendig – die militärische Präsenz

entlang der, wie es heißt, umstrittenen Grenzen zu verstärken.

Unsere Expertenrunde wird im Anschluss die Auswirkungen der Aufstellung dieser neuen militärischen Streitmacht in den Vereinigten Staaten analysieren.

Und hier noch eine Nachricht an unsere Freunde in Montreal: ›Der Stuhl lehnt an der Tür.‹ Ich wiederhole: ›Der Stuhl lehnt an der Tür.‹

Damit zu weiteren Nachrichten aus aller Welt ...

KAPITEL EINS

Tag 730

»Daddy, ich habe einen Einberufungsbescheid bekommen.«

John Matherson, der im Leben schon einiges mitgemacht hatte, seufzte. Müde lehnte er sich im Bürosessel zurück und blickte zu seiner Tochter Elizabeth auf. Elizabeths Augen zeugten von einer Reife, die man bei einer 18-Jährigen nicht vermutet hätte, wie bei so vielen ihres Jahrgangs. Als kleiner Junge hatte John gern Bildbände über den Zweiten Weltkrieg durchgeblättert. Schwer zu glauben, dass die »alten Männer« auf den Fotos in Wirklichkeit erst 18 oder 19 waren ... An ihren Augen – dem gehetzten, in die Ferne gerichteten Blick – erkannte man, was sie durchgemacht hatten. Keine Kinder mehr, die in die High School gehörten oder als Erstsemester an die Uni ... sie waren um Jahre gealtert, oft innerhalb weniger Tage, oder, wie ein Autor es umschrieb: »Der Krieg hatte sie für alle Zeiten um ihre kostbare Jugend gebracht.«

»Setz dich, Kleines.« Seufzend deutete er auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch im Rathaus von Black Mountain, North Carolina, in den Vereinigten Staaten von Amerika – zumindest hoffte er, dass es Letztere noch gab. Auf dem Tisch stapelte sich der ganze Papierkram, um den er sich als Stadtdirektor kümmern musste, alles handschriftlich verfasst beziehungsweise auf einer alten Underwood-Schreibmaschine getippt.

In den schrecklichen Monaten, die auf Tag eins folgten, hatte er im Rahmen der Notstandsgesetze zuletzt eine fast diktatorische Stellung eingenommen. Als im Verlauf des vergangenen Jahres endlich wieder so etwas wie Stabilität einkehrte, hatte er diese Macht bereitwillig wieder in die Hände des Stadtrats gelegt. Mochten Stromversorgung und nationale Infrastruktur auch zerstört sein, eines blieb offenbar bestehen: der Papierkram. Und als Stadtdirektor blieb der größtenteils an ihm hängen. Oft wanderte sein Blick sehnsüchtig zum unbrauchbaren Computer in der Ecke – einem Relikt aus längst vergangener Zeit, das nun nur noch Staub ansetzte, ähnlich wie zuvor die Underwood-Schreibmaschine, die halb vergessen die Jahre in einem Schrank überdauert hatte, bevor das ganze Leben von einem Moment auf den anderen auf den Kopf gestellt wurde.

Die auf Sauberkeit und Hygiene fixierte Welt von früher, in der man täglich duschte, an heißen Sommertagen auch zweimal, die Welt der gestärkten weißen Hemden mit sauberem Kragen und guten, zum Anzug passenden Schuhen anstelle ausgelatschter Boots gehörte der Vergangenheit an. Jetzt gab es einmal die Woche samstagabends ein Bad im Spülbecken in der Küche, dazu zur Vorbereitung auf den sonntäglichen Kirchgang eine nicht ganz unblutige Rasur mit einem Rasiermesser, das er in einem Antiquitätenladen ergattert hatte. Kleidung wurde von Hand im Bach gewaschen, der hinter dem Haus hinabrieselte. Seine kompletten Hemdkragen fransten allmählich aus und hatten permanent speckige Schweißränder.

Das Ärgerliche an Johns schöner neuer Welt bestand darin, dass alles schmutzig und lädiert wirkte. Als Historiker hatte er sich früher immer gefragt, wie das Leben vor 150 Jahren wohl ausgesehen, wie es gerochen und

sich angefühlt hatte. Jetzt lebte er selber unter solchen Bedingungen. Drängten sich an einem warmen Frühlingsabend die Menschen bei einer Versammlung in einem überfüllten Saal, umgab sie ein unverkennbarer Mief. Leute, die früher in Anzug und Krawatte oder in fein säuberlich gebügelter Kleidung herumliefen, tauchten nun in abgetragenen Jeans und zerknitterten, verblichenen Hemden auf.

Sonntag war der Tag der Woche, an dem man versuchte, sich herauszuputzen; allerdings waren den meisten ihre Anzüge beziehungsweise Kleider mehrere Nummern zu groß, es sei denn, jemand im Haushalt konnte mit so altmodischen Utensilien wie Nadel und Faden umgehen. Bei ihrem Aussehen fühlte er sich an die Daguerreotypien einer vergangenen Epoche erinnert. Auf diesen alten Fotografien sah man selten jemanden mit Übergewicht. Die meisten Abgelichteten wirkten eher hager und sehnig. Schaute man genauer hin, wirkte ihr Aufzug – außer bei Wohlhabenden – ungeheuer schäbig.

Seinem Büro im Rathaus haftete die gleiche heruntergekommene Atmosphäre an. Vorbei waren Zeiten, in denen ständig frisch gebohntert wurde und es nach Desinfektionsmittel roch, bei Tag und Nacht alles in hellem Neonlicht erstrahlte, der Kaffeeautomat Ein-Dollar-Noten akzeptierte, im Sommer die Klimaanlage und im Winter die Heizung lief. Seit Tag eins alles Schnee von gestern.

Mit einem halbwegs sauberen College-T-Shirt, Jeans und einer roten Schleife im dunklen, fast schwarzen Pferdeschwanz bemühte Elizabeth sich, wenigstens einen Anschein von Frische zu bewahren. Sie war schlank und drahtig, der in diesen Tagen charakteristische Körperbau,

trug den Gürtel eng um die schmalen Hüften geschnallt. Das bisschen Volumen, das sie vor einem Jahr in der Schwangerschaft mit Ben zugelegt hatte, war längst verschwunden.

Sie legte ein zerknittertes Blatt Papier auf den Schreibtisch und schob es zu ihm. Er faltete den Zettel auseinander und strich ihn glatt, während er sich mit der Hand ruhig übers Kinn fuhr.

Wie alle anderen hatte auch er Gerüchte vernommen, dass eine ferne Zentralregierung, die sich aus Washington, D. C. in Sicherheit gebracht hatte, um sich in einer alten, noch aus dem Kalten Krieg stammenden Bunkeranlage in Nord-Virginia anzusiedeln, und sonst kaum etwas von sich hören ließ, Einberufungsbescheide verschickte. Mit diesem Dokument, das seine einzige verbliebene Tochter ihm hinlegte, wurden die diffusen Gerüchte Wirklichkeit.

Erneut sah er zu ihr auf. Sie war 18, hatte Krieg und Hunger erlebt und hatte bereits ein Kind, dessen Vater im Kampf gegen die angreifende Posse gefallen war, die ihre Stadt vor anderthalb Jahren überfallen hatte. In mancherlei Hinsicht glich sie den Veteranen auf den alten Aufnahmen aus der Normandie oder Iwo Jima, viel zu früh erwachsen geworden, um ihre Jugend gebracht. Aber dies hier war seine Tochter, sein Kind. Er sah sie als Neugeborenes vor sich – sie hatte die Augen ihrer vor langer Zeit verstorbenen Mutter –, sah, wie ihr die Tränen kamen, wenn sie Trost bei ihm suchte, weil sie sich das Knie aufgeschürft hatte, sah die strahlenden Augen einer lachenden Zwölfjährigen, den vielsagenden Blick der 16-Jährigen, die genau wusste, wie sie Daddy mit einem einzigen Lächeln um den Finger wickeln konnte. Wie alle Eltern, denen die Regierung eröffnete, ihr Nachwuchs sei

nun alt genug zum Kämpfen und Sterben, empfand er nichts als Angst. Sie wollten ihm *sein* Kind wegnehmen, wahrscheinlich kehrte sie niemals zurück.

Er starrte auf den Bogen, während er seiner Tochter mit einer Handbewegung erneut zu verstehen gab, dass sie sich setzen solle.

Als sie sich auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch niederließ, machte sie etwas, das sie als Erwachsene noch nie getan hatte. Sie griff nach seiner Hand, während er den Brief las.

›Sehr geehrter Mitbürger, sehr geehrte Mitbürgerin! Auf Anordnung der Präsidentin der Vereinigten Staaten von Amerika ...‹

Der Präsidentin?

Die Präsidentin der Vereinigten Staaten. Manchmal dachte John noch an den Mann, der das Amt damals, an Tag eins, bekleidet hatte. Es hieß, das Weiße Haus habe vor dem Angriff eine Warnung erhalten und man habe den Präsidenten in letzter Minute an Bord der Air Force One aus Washington ausgeflogen ... erstaunlicherweise war die Maschine nicht ausreichend gegen einen heftigen EMP-Schlag geschützt gewesen und irgendwo über West Virginia abgestürzt.

Die jetzige Präsidentin? Tatsächlich kursierten widersprüchliche Informationen. Ein Junior-Senator aus dem Westen behauptete, er sei der legitime Nachfolger, die meisten hingegen, insbesondere Überlebende aus dem Osten, verwiesen auf eine weibliche Hinterbänklerin des Kabinetts aus Bluemont, Virginia.

Es handelte sich um ein Standardschreiben, ähnlich den Einberufungsbescheiden bei früheren Konflikten, das mit der nachdrücklichen Aufforderung schloss, sich innerhalb von drei Tagen im zentralen Gerichtsgebäude

von Buncombe County bei der Dienststelle des Bundesbeauftragten zu melden, um in die Army of National Recovery einzutreten. Andernfalls sei mit der vollen Härte des Gesetzes zu rechnen.

Er las das Schreiben zu Ende, überflog es rasch erneut. Nachdem er eine Nacht lang Wachdienst geschoben hatte, war er müde und rieb sich die Augen, während er Elizabeth anblickte, die ihm gegenüber saß. Sie hatte keine Tränen im Gesicht, reagierte nicht hysterisch, ließ sich im Prinzip gar keine Regung anmerken.

Der Bundesbeauftragte in Asheville. Das musste dieser neue Beamte sein, Dale Fredericks, der vor ungefähr einem Monat im Verwaltungssitz von Buncombe County aufgetaucht war, um das komplette reguläre Army-Bataillon abzulösen, das sich über den vergangenen Winter dort einquartiert hatte, dann jedoch abgezogen und nach Texas beordert wurde.

Für John hatte sich die Einheit der Armee als wertvolle Unterstützung bei seinen Bemühungen erwiesen, die Region neu zu organisieren, indem sie mithilfe von Funkausrüstung, die von Auslandseinsätzen zurückgebracht worden war, neue Kommunikationskanäle erschlossen. Die Techniker der U. S. Army unterstützten hiesige Amateurfunker sogar dabei, ihre Geräte wieder funktionsfähig zu machen und ein primitives Funknetz aufzubauen. Außerdem trugen die Soldaten dazu bei, die Plündererbanden zumindest vorübergehend in Schach zu halten, die allgemein als *Reivers* bekannt waren – eine historische Bezeichnung für Gesetzlose aus Irland und Schottland.

Nach dem Abzug der Armee wurden als Ersatz per Hubschrauber Verwaltungsleute aus Charleston in South Carolina eingeflogen. Per Kurier erhielt John eine

schriftliche Mitteilung aus Asheville, die ihr Eintreffen ankündigte, ebenso wurde er informiert, dass man ihn in naher Zukunft gemeinsam mit weiteren kommunalen Entscheidungsträgern kontaktieren und zu einem Meeting einladen werde, um die Neustrukturierung der Kommunen im westlichen North Carolina zu erörtern. Angesichts der ständigen Überfälle, die Banditen von nördlich der Mount-Mitchell-Kette im Grenzgebiet verübten, hielt er das für eine gute Nachricht. Seit dieser Ankündigung hatte er nichts mehr aus Asheville gehört ... bis heute.

Und nun kam die erste Mitteilung über den Wiederaufbau des Gemeinwesens, von dem alle nur voller Stolz und Wehmut sprachen – der Vereinigten Staaten von Amerika –, in Form eines Einberufungsbescheids von einer Behörde, die ihm Elizabeth wegnehmen wollte. Seine Elizabeth. *Ich habe schon ein Kind verloren*, dachte er. *Lieber Gott, nicht auch noch sie.*

Seine Gedanken wanderten zu Jennifer, Elizabeths kleiner Schwester. Als nach dem Zusammenbruch des als so selbstverständlich empfundenen Gesundheitssystems der USA das Insulin knapp wurde, war sie gestorben. Nur weil ein paar Ampullen Insulin fehlten, hatte sein Baby in seinen Armen sterben müssen. Diesen Teil seines Lebens verdrängte er, um nicht durchzudrehen. Eltern sollten nicht in den Sarg ihrer eigenen Kinder schauen müssen, und doch hatte er sich gezwungen gesehen, seine Tochter zu begraben. Er hielt den Blick weiterhin auf Elizabeth gerichtet, verbarg seine Gedanken vor ihr, darum bemüht, ein ruhiges, gelassenes Äußeres zu wahren.

Er versuchte, seine Gedanken zu sortieren. *Ich bin ihr Vater. Das ist meine 18-jährige Tochter. Eigentlich ist sie selbst noch ein Kind, stattdessen erhält sie als junge*

Mutter ihre Einberufung. Er schüttelte den Kopf, zwang sich zu einem aufmunternden Lächeln und reichte ihr den Zettel.

»Lächerlich. Du hast einen 14 Monate alten Säugling aufzuziehen. Das war schon immer ein Zurückstellungsgrund.«

»Nicht mehr, Daddy. Du hast nicht alles gelesen«, erwiderte sie, während sie ihm das Schreiben aus der Hand nahm und es umdrehte. Im gegenwärtigen Zeitalter der Papierknappheit bedruckte man Dokumente in der Regel beidseitig. Er hatte tatsächlich versäumt, den Bogen umzudrehen und den Nachtrag zu lesen.

»Auf Anordnung der Präsidentin«, las sie mit ausdrucksloser, emotionsloser Stimme, »sind für die Dauer des nationalen Notstandes mit dem heutigen Datum alle bisherigen Freistellungsgründe aufgehoben, ausgenommen der Nachweis einer schweren Körperbehinderung. Wehrpflichtige mit unterhaltsberechtigten Kindern sind gehalten, für eine angemessene Unterbringung der Unterhaltsberechtigten zu sorgen. Ein Versäumnis, dem Folge zu leisten, wird gemäß Notstandsverordnung 303 geahndet.«

Er las die Zeile noch einmal und es lief ihm kalt über den Rücken. Er hatte schon von Verordnung 303 gehört. Sie verlieh einer Regierung offiziell das Recht, die Todesstrafe zu verhängen. Er hatte selbst Menschen hinrichten müssen, in den Monaten nach Tag eins, angefangen mit den beiden Medikamentendieben, ohne Rechtsgrundlage, allein auf Grundlage des städtischen Beschlusses, in einer Phase, in der das Überleben der ganzen Stadt davon abhängig war, derart drakonische Maßnahmen zu tolerieren. Die Entscheidungen hatten ihm damals schwer zu schaffen gemacht, sie suchten ihn immer noch

in Albträumen heim. Als er zu seiner Tochter auf sah, wurde er sich der bitteren Ironie bewusst, dass ihr nun das Gleiche drohte.

»Kam das heute Morgen mit der Post aus Asheville?«, wollte er wissen.

»Genau, und ich bin nicht die Einzige. Mabel von der Poststelle meint, es trafen 113 solcher Bescheide per Overnight-Kurier aus Asheville ein.«

»Bist du sicher? 113?«

»Ja, Daddy.« Nun schwang in ihrer Stimme die Verängstigung eines kleinen Mädchens mit. »Ich bin gleich hergerannt, um es dir zu zeigen. Vor der Post bildet sich bereits ein Pulk. Die Menschen sind definitiv nicht glücklich darüber.«

Das musste er erst mal verdauen. Er stand auf und ging durch die Tür nach nebenan, wo die städtische Telefonvermittlung ihren Dienst tat.

»Jim, könntest du mich zu Mabel durchstellen?« Damit kehrte er in sein Büro zurück, um den Hörer des altmodischen Telefons abzunehmen.

Sie hatten einen Schaltschrank aus den 1930er-Jahren aus dem Heimatmuseum in der State Street geholt und im Rathaus aufgestellt. »Ein Ferngespräch«, wie man es früher genannt hatte, entsprach heute einem Anruf in Asheville im Westen oder Old Fort im Osten, wenngleich es Gerüchte gab, in Morganton, knapp 65 Kilometer entfernt, hätten sie es geschafft, genügend Kupferdraht aufzutreiben, um eine Leitung zu ihnen zu legen. Sein Apparat gab ein misstönendes Klingeln von sich, das er aus seiner Kindheit kannte. John hob ab.

»U. S. Post Office. Mabel Parsons am Apparat.«

Er lächelte. Sie hielt an den alten Ritualen fest, obwohl sie die Einzige war, die auf der Post arbeitete, die sich

mittlerweile über die übliche Dienstleistung hinaus zum städtischen Umschlagpunkt für Klatsch und Neuigkeiten entwickelt hatte.

»John Matherson. Wie läuft's, Mabel? Geht es deinem Mann besser?«

»Seit gestern Nachmittag hat sich sein Zustand stabilisiert, John. Danke, dass du den Antrag für die Antibiotika durchgeboxt hast. Wir schulden dir was.«

»Klar, Mabel. So langsam produzieren die College-Kids im Chemielabor Überschüsse, also war's kein Problem.«

»Weshalb rufst du dann an, John? Doch nicht um mich zu fragen, wie es George geht?«

John hörte die Ablehnung in ihrer Stimme. Mabel war keine Frau, die ein Blatt vor den Mund nahm.

»Okay, Mabel. Meine Tochter Elizabeth kommt gerade von dir mit diesem komischen Einberufungsbescheid. Sie meinte, ein ganzer Haufen davon wurde aus Asheville rübergeschickt. Was zum Teufel ist da los?«

»Ich hab insgesamt 113 Stück gezählt, John. Du weißt, dass ich nicht über die Post anderer Leute sprechen darf. Die alte Dienstehre, Briefgeheimnis und so. Aber, ja, ich sortiere sie gerade in die Postfächer ein. Ich denke, es ist okay, wenn ich dir verrate, dass die Hälfte der Bescheide an Kids geht, die noch oben im College wohnen; der Rest an Jugendliche aus der Stadt, sie werden alle in diese komische ANR einberufen.«

»Ich komm sofort rüber.« Ohne ihre Antwort abzuwarten, legte John auf. Von ihm wurde erwartet, dass er als Anführer und Schlichter für das gesamte Gemeinwesen eintrat; doch ungeachtet der Verantwortung, die er trug, ungeachtet seiner langen Jahre im Militärdienst, lag ihm in diesem Moment einzig das Schicksal seiner Tochter am Herzen, die selbst bereits Mutter war. Es ging

um sein Kind, sein Fleisch und Blut, jeder Vater hätte so reagiert.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stoppeln am Kinn. Es war Samstagmorgen. Heute Abend würde ihn seine Frau Makala mit einem altmodischen Rasiermesser rasieren. Eine Kunst, die er noch nie beherrscht hatte. Vielleicht lag es an ihrer langjährigen Berufserfahrung als Oberschwester in der Kardiologie, dass sie so gut mit einem Messer umgehen konnte. Ja, Mehrklingen-Einwegrasierer gehörten der Vergangenheit an.

Nachdem er die ganze Nacht lang Wache geschoben hatte, kam er sich schmutzdelig und ungepflegt vor. Außerdem tat ihm der verfluchte Zahn weh, der ihm seit letztem Monat Ärger bereitete. Irgendwann war es Makala gelungen, ihn zu überreden, den gefürchteten Zahnarztbesuch über sich ergehen zu lassen. Gleich nachher wollte er hingehen, danach ein Bad im Bach nehmen und sich hinterher eine ordentliche Rasur gönnen, um abends etwas auszuspannen. Doch als er Elizabeth so ansah wusste er: All dies musste warten.

»Komm schon, Kleines, gehen wir!«

»Darf ich fahren, Daddy?«, fragte Elizabeth, als sie das Büro verließen. Sie streckte ihm die Hand hin und bedachte ihn mit einem Lächeln, bei dem ihm das Herz aufging. So wie früher, wenn sie als Halbwüchsige ihren Vater um den Finger wickelte und ihm die Schlüssel für das Familienauto abschwatzte.

Der 1958er Edsel, einst stolzer Besitz seiner Schwiegermutter, diente nun als John Mathersons weithin bekannter Dienstwagen und galt als Quell zunehmender Gewissensbisse. Bei der Schlacht mit der Posse war sein Haus zerstört worden. Darum hatte er sich in Montreat eine neue Wohnung gesucht, rund vier Kilometer vom

Rathaus entfernt. Manchmal, besonders an schönen Frühlings- und Herbsttagen, genoss er den Spaziergang zur Arbeit. Bis zur Erfindung des Automobils hatten die Leute schließlich auch fast jede Strecke unter 20 Kilometern zu Fuß zurücklegen müssen. Doch während er gemächlich zum Rathaus schlenderte, was immerhin rund eine Stunde dauerte, ereigneten sich immer häufiger ernste Vorkommnisse, denen er sich umgehend widmen musste. Deshalb hatte ihn der Stadtrat nach einigem offiziellen Hin und Her und heftigen Diskussionen dazu bewegt, eine wöchentliche Ration von gut 20 Litern Benzin zu akzeptieren, was beim hohen Verbrauch des Oldtimers für eine Strecke von knapp 120 Kilometern reichte.

In den Erdtanks der Stadtverwaltung lagerte immer noch eine Reserve von einigen Tausend Litern für den städtischen Fuhrpark, die sparsam verteilt wurde. Was den Sprit betraf, den sie aus verlassenen Fahrzeugen abzapften, wurde dieser in wachsendem Maß unbrauchbar, da er sich mit der Zeit zersetzte, auch wenn der Besitzer der städtischen Volkswagen-Vertretung, Jim Bartlett, behauptete, er sei in der Lage, eine Formel zu entwickeln, um diesen Treibstoff wieder verwendbar zu machen.

Dass John rein dienstlich der Edsel zur Verfügung stand, war ein Luxus, der bei ihm nach wie vor Schuldgefühle weckte. Wann immer er jemanden sah, der zu Fuß in die Stadt oder hinaus wollte, fuhr er rechts ran, um den Betreffenden mitzunehmen und damit sein Gewissen zu beruhigen.

»Wir gehen zu Fuß, Elizabeth. Von hier aus ist es gerade mal einen halben Block bis zur Post.« Mit weit ausgreifenden Schritten, die zu seiner Körpergröße von

1,95 Meter passten, marschierte er los, froh, nach der durchwachten Nacht im Rathaus die frische Morgenluft einzuatmen. Im Hinausgehen informierte er Jim, wo er zu finden sei, und bat ihn, Reverend Black Bescheid zu geben, der bald seinen Dienst antrat, dass die Nacht ausnahmsweise ruhig verlaufen war.

Gerüchten zufolge trieben sich die Reivers vom Mount Mitchell wieder im nördlichen Grenzgebiet der Stadt herum. Die Stepps, mehrere Familien, die in den Ausläufern des hoch aufragenden Gebirgszugs lebten, jammerten, dass ihnen ständig Hühner und Schweine abhandenkamen ... über den Schwarzgebrannten, den sie unter der Hand an ebenjene Reivers verhökerten, schwiegen sie hingegen tunlichst. Manchmal wusste John nicht mehr, ob er die Schuld nicht eher bei den Stepps suchen sollte, die zu gelegentlichen Gewaltaktionen neigten, als bei den Kerlen von außerhalb. Aber zumindest diese Nacht war ohne Zwischenfälle oder Rachefeldzüge verstrichen.

John und Elizabeth ließen den Parkplatz des Rathauskomplexes hinter sich, in dem die Büros der Verwaltung sowie Feuerwehr und Polizeiwache einquartiert waren, und überquerten die State Street, früher mal eine Hauptverkehrsstraße. Der Eissturm des vergangenen Winters hatte der Ampel, die schon lange außer Betrieb war, endgültig den Rest gegeben. Die seit Langem aufgegebene Sparkasse auf der anderen Straßenseite war letztes Jahr ausgebrannt, das einst so imposante Gebäude nur noch eine triste Ruine. Ironischerweise waren die Handelskammer und die Touristeninformation an der gegenüberliegenden Straßenecke nach wie vor intakt, obwohl Tausende von Broschüren, welche die örtlichen Sehenswürdigkeiten anpriesen, selbstverständlich

längst geplündert waren, um einer deutlich primitiveren Verwendung zugeführt zu werden. Eine Rolle des Originalmaterials, das die Broschüren nun ersetzten, war mittlerweile ihr Gewicht in Silber wert oder eben in der aktuellen Standard-Tauschwährung – Munition. Noch so etwas, woran niemand gedacht hatte, bevor alles den Bach runterging. Kaum jemand hatte Toilettenpapier in ausreichenden Mengen bevorratet.

Sobald sie sich daranmachten, die Straße zu überqueren, bereute er seine Entscheidung herzukommen. Vor gut 150 Jahren war das Postamt der Treffpunkt der ganzen Stadt gewesen, mit einem Kanonenofen, wie einem Gemälde von Norman Rockwell entsprungen, um den sich die örtlichen Dorfphilosophen und Hinterwäldler versammelten, um beim Damespiel Klatsch und Tratsch auszutauschen und auf die Morgenpost und Nachrichten aus der großen weiten Welt zu warten.

Mabel hatte ihren Job stets ernst genommen und es zur stellvertretenden Leiterin des Postamts gebracht. Ein ganzes Jahr lang gab es für sie, wenn überhaupt, nur wenig zu tun. Doch nachdem die Army, wenigstens für kurze Zeit, ihr Hauptquartier in Asheville bezogen hatte, waren tatsächlich gelegentlich Briefe eingetroffen, dann nach und nach immer mehr, bis schließlich dreimal die Woche ein waschechter Kurier aus der ›großen Stadt‹ kam.

Hoherfreut, endlich wieder arbeiten zu können, hatte Mabel – mithilfe ihres Ehemanns George – im Foyer einen Holzofen aufgestellt, dazu ein paar Dambretter und ein Schachspiel, und betrieb mit ihrem frisch gebackenen Maisbrot, das sie jeden Morgen mitbrachte, ein florierendes Nebengeschäft, ebenso mit ihren aus diversen Wurzeln und Blättern hergestellten Tees. Trotz der Tatsache, dass ihre speziellen Präparate für Kunden,

die Schmerzmittel benötigten, vor Tag eins in den meisten Bundesstaaten außer Colorado illegal gewesen wären, drückte John beide Augen zu.

Und so war die Post erneut zum Treffpunkt für hiesige Hinterwäldler und Philosophen geworden, genau wie für nicht gerade wenige Witzbolde, vor allem an kalten Winter- und verregneten Frühlingstagen, wenn es auf den Feldern nur wenig Arbeit und sonst nichts zu lachen gab.

Noch bevor John die State Street vollständig überquert hatte, entdeckte ihn die stetig wachsende, offenkundig wütende Versammlung, die vor der Post herumlungerte. Wie jede Menschenmenge in einer Demokratie hielt sie nach jemandem Ausschau, an dem sie ihren Ärger auslassen konnte. Dieser Jemand war natürlich John. Er atmete tief durch und ging zügig weiter.

Mehrere versuchten, ihn anzusprechen, und er setzte sein entwaffnendstes Lächeln auf.

»Hey, egal, was los ist, meine Tochter hängt auch mit drin«, verkündete er, bemüht, sich durchzuzwängen. »Lasst mich erst mit Mabel sprechen, dann komme ich gleich zu euch.«

Noch bevor er ausgesprochen hatte, sah er Ernie vom berüchtigten Franklin-Clan in seinem ramponierten Geländewagen heranrumpeln. Die Nachricht von den Einberufungsbescheiden verbreitete sich wie ein Lauffeuer. John wünschte, Mabel hätte ihn direkt nach Eintreffen der Morgenpost aus Asheville angerufen, dann hätte er sich in Ruhe passende Antworten zurechtlegen können. Er entdeckte seinen alten Nachbarn und Freund Lee Robinson im Pulk und kämpfte sich zu ihm durch.

»Lee«, flehte er ihn an, »könntest du die Leute bitten, draußen zu warten?«



WILLIAM R. FORSTCHEN (1950 in New Jersey geboren) ist ein US-amerikanischer Historiker und Autor von mehr als 40 Büchern. Er ist Experte für Militär- und Wissenschaftsgeschichte und den Amerikanischen Bürgerkrieg. Weitere Interessen sind Luftfahrt und Archäologie (er nahm an mehreren Expeditionen in die Mongolei, nach Rumänien und Russland teil).

2009 erschien der Roman *One Second After*, der für zwölf Wochen die *New York Times*-Bestsellerliste anführte. Forstchen hatte dafür jahrelang analysiert, was in einer kleinen Stadt im Zuge eines EMP-Angriffs (Elektromagnetischer Impuls) tatsächlich passieren könnte.

William R. Forstchen bei FESTA:

Der Sternenturm

Tage des Zorns

One Second After / One Year After / The Final Day

Infos, Leseproben & eBooks:

www.Festa-Verlag.de